

Rede zum zwanzigjährigen Jubiläum

Sehr verehrte Damen und Herren, liebe Kolleginnen und Kollegen, liebe Freundinnen und Freunde,

ich freue mich sehr, dass wir heute diesen Tag gemeinsam begehen können. Grund zur Freude bieten dabei sowohl der Anlass – das zwanzigjährige Jubiläum der SPSH – als auch das Fest selbst, von dem wir hoffen, dass es ein Erfolgreiches wird.

Wir haben versucht, diese Feier dem Anlass entsprechend zu gestalten. Aber ein Fest dieser Größenordnung ist natürlich nicht von drei Leuten – nämlich uns drei Hauptamtlichen – auf die Beine zu stellen, schon gar nicht, wenn dies neben der normalen Arbeit – die ja weiter läuft – passieren soll.

Deswegen gilt es zunächst, den Leuten zu danken, die uns tatkräftig unterstützt haben: Unsere PraktikantInnen Patrizia Kropfreiter, Marko Bleiber, Astrid Freisenhausen und Billie Kenneweg, unsere ehrenamtlichen MitarbeiterInnen, die ich jetzt nicht alle namentlich erwähnen möchte, um nicht Gefahr zu laufen, jemanden zu vergessen; der Dank gilt aber auch jenen Vielen, die nicht in einer institutionellen Verbindung zur SPSH stehen, aber ohne weiteres bereit waren, uns in irgendeiner Form zu unterstützen.

Als Geschäftsführer muss ich alle fünf Jahre eine Rede halten – nämlich immer zu unseren runden Jubiläen. Ich erinnere mich noch an meine erste vor zehn Jahren. Damals war ich noch ein temperamentvoller junger Mann – ich bitte die, die mich kennen, nicht allzu laut zu lachen - und ich habe die Rede damals mit dem Satz beendet „... und in zehn Jahren werde ich wieder vor Euch stehen.“ Nun, hier kann ich nur mit einem alten Wahlkampflogan sagen: Versprochen und gehalten! (An dieser Stelle hat mein Redenschreiber ins Manuskript geschrieben: Abwarten, bis der aufbrandende Applaus abgeebbt ist!)

Damals hätten nicht viele einen Pfifferling auf diese Prognose gesetzt. Es wurde eher der Verdacht geäußert, dass mir vielleicht der damals frisch erworbene Titel des Geschäftsführers zu Kopf gestiegen sei. Und in der Tat: viel Anlass für Optimismus gab es damals eigentlich nicht. Im Jahr zuvor war uns von der Sozialbehörde die Streichung der öffentlichen Mittel angedroht worden, und erst nach heftigen und langwierigen, z.T. auch öffentlichen Auseinandersetzungen wurde uns die Weiterarbeit ermöglicht – allerdings mit halbiertem Etat. Insofern war es ein schwerer Weg, denn dies bedeutete dramatische finanzielle Einschränkungen unserer Arbeit. Beispielhaft seien einige Auswirkungen erwähnt; weniger bezahlte Arbeitszeit, untertarifliche Bezahlung, keine Lohnerhöhungen sowie keinerlei Mittel für irgendwelche Investitionen. So ist es der Haspa zu verdanken, dass die Beratungsstelle noch über benutzbares Mobiliar und sogar über Computer verfügt. Es soll allerdings auch erwähnt werden, dass sich die finanzielle Situation in diesem Jahr erheblich verbessert hat, woran Frau Kleenlof, unsere engagierte Sachbearbeiterin in der Sozialbehörde, einen nicht unwesentlichen Anteil hat.

Trotzdem haben wir weiter gearbeitet, und zwar erfolgreich. Aber woran messen wir unseren Erfolg? Ein Kriterium, das von außen an uns herangetragen wird, das wir selbst aber nicht so gerne mögen, weil es der Vielschichtigkeit unserer Arbeit nicht



gerecht wird, ist die Reintegration unserer NutzerInnen in den Arbeitsmarkt. Trotzdem können wir auch hier Zahlen vorweisen, die sich nicht zu verstecken brauchen. Wir haben im Vorfeld dieses Jubiläums die längerfristigen Beratungen der letzten eineinhalb Jahre evaluiert. Das Ergebnis: Zu Beginn der Beratung waren 80 % unserer NutzerInnen Bezieher von ALG oder ALG II, bei Abschluss waren es nur noch 25 %. Ein Kriterium, das uns schon lieber ist, ist die öffentliche Anerkennung unserer Arbeit. Als Fingerzeig sei hier erwähnt, dass wir im Dezember 2006 zum größten deutschen Präventionskongress ‚Armut und Gesundheit‘ in Berlin eingeladen waren, wo unser Workshop der bestbesuchteste des gesamten Kongresses war und mit die meiste öffentliche Resonanz hatte. Insofern ist es wohl nicht übertrieben, davon zu sprechen, dass unsere Arbeit inzwischen bundesweit anerkannt ist.

Schwer war der Weg aber auch in anderer Hinsicht, und dies hat nichts zu tun mit unserer finanziellen Ausstattung. Unsere Arbeit ist in den letzten Jahren schwerer geworden, weil die psychische Belastung der Betroffenen gestiegen ist und immer mehr auf deren psychisches Befinden schlägt. So greifen beispielsweise Depressionen und Ängste um sich und werden tiefer bzw. stärker. Ich spreche jetzt aus unserer Erfahrung, aber auch Kollegen aus anderen Einrichtungen berichten uns Ähnliches. Neure Untersuchungsergebnisse bestätigen dies ebenfalls. So gibt ein 2006 erschienenes Standardwerk zum Thema Erwerbslosigkeit und Gesundheit an, dass 25 % der Erwerbslosen im Vergleich zu 10 % der Erwerbstätigen ihren Gesundheitszustand subjektiv als schlecht bewerten. Die Rate der psychisch deutlich Beeinträchtigten mit möglichem Behandlungsbedarf wird dort auf 34 % bei den Erwerbslosen im Vergleich zu 16 % der Erwerbstätigen geschätzt. Aus den Gesundheitsberichten der Krankenkassen ergibt sich Gleiches: Dort wird insgesamt ein Anstieg der Arbeitsunfähigkeitstage durch psychische Erkrankungen um 20 % im Zeitraum 2000-2004 festgestellt, davon entfallen bei den Betriebskrankenkassen auf die Erwerbslosen anteilig doppelt so viele, bei der Techniker sogar 3,5 mal so viele. Insgesamt gehen die Krankenkassen davon aus, dass ein Erwerbsloser im Schnitt doppelt so hohe Kosten verursacht wie ein Erwerbstätiger.

Meine Damen und Herren, lassen Sie mich an dieser Stelle einen auf den ersten Blick etwas abseitigen Gedanken einführen. Es geht um das Konzept der Nachhaltigkeit, das als die große Herausforderung zukünftigen Wirtschaftens gilt. Es beinhaltet grob gesagt, dass, wenn Ressourcen vernutzt werden, dafür gesorgt werden muss, dass sie sich regenerieren können. Ich bin der Meinung, dass sich dieses Konzept auch auf psychische Ressourcen übertragen lässt. Unter diesem Blickwinkel bedeutet Erwerbslosigkeit eine gewaltige Vernutzung psychischer Ressourcen bei den Betroffenen. Sie müssen beispielsweise von Pontius zu Pilatus rennen und sich um alles Mögliche kümmern. Erwerbslos, aber nicht arbeitslos: Dies ist eine typische Erfahrung. Besonders zermürend dabei ist die Erfahrung, keinen Einfluss zu haben auf die Effekte des eigenen Tuns. Geradezu klassisch hierfür steht die Bewerbungssituation. Für die Regeneration psychischer Ressourcen ist aber gerade dies zentral: die Erfahrung, das das eigene Handeln etwas bewirkt, was beabsichtigt war. In der Salutogenese wird dies als Kohärenzgefühl bezeichnet, die Kritische Psychologie nennt dies Handlungsfähigkeit

Sogar noch zermürender ist es aber, wenn zusätzlich unterstellt wird, man hätte es in der eigenen Hand: „du willst ja nur nicht wirklich“, du bist doch nur ein Schmarotzer oder ähnliches. Gerade solche Unterstellungen prägen aber in weiten Teilen das öffentliche Bild von Erwerbslosen. Offen ist dies in den Massenmedien der Fall, etwas weniger offen in der Arbeitsmarktpolitik der letzten zehn Jahre. Die so genannte aktivierende Arbeitsmarktpolitik verschiebt das Arbeitsmarktproblem

einseitig zu Lasten der Betroffenen: Ihre mangelnde Aktivität ist Schuld am Mangel an Arbeitsplätzen. Seit zweieinhalb Jahren ist diese Sichtweise auch im Gesetzestext auf den Begriff gebracht: im SGB II – vulgo Hartz IV – steht der Begriff ‚Eigenverantwortung‘ im Zentrum. Die Stärkung der Eigenverantwortung wird als zentrales Ziel benannt. Oberflächlich betrachtet klingt dies gut, denn wir selber reden ja beispielsweise auch davon, dass es darum geht, das Leben wieder in die eigene Hand zu nehmen. Aber im SGB II ist etwas anderes gemeint, denn das Ziel ist klar und wird nicht der Eigenverantwortung der Betroffenen überlassen – Reintegration in den ersten Arbeitsmarkt. Nur für den Weg dorthin sind die Betroffenen verantwortlich. Das Ganze ist also nicht ergebnisoffen. Man könnte zynisch formulieren: Wir wissen zwar, wo es hingehen soll, aber wie man dahin kommt, wissen wir auch nicht. Aber das ist ja auch euer Problem...

Meine Damen und Herren, ich möchte Sie zu einem Gedankenexperiment einladen. Stellen Sie sich vor, ihr Kind kommt von der Schule nach Hause und berichtet von einem neuen pädagogischen Konzept, das dort eingeführt wird: Das Ziel ist dabei, dass jeder Schüler bei der nächsten Klassenarbeit zu den besten 10 % gehört. Wer das nicht schafft, muss zukünftig in den Pausen eigenverantwortlich zusätzliche Aufgaben lösen. Wem es in der nächsten Arbeit immer noch nicht gelungen ist, dem wird zusätzlich das Mittagessen entzogen. Ich würde vermuten, dass Sie sofort eine andere Schule suchen würden, wenn Ihnen die psychische Gesundheit ihres Kindes lieb ist. Dass eine nachhaltige Entwicklung von Kindern so nicht gefördert werden kann, liegt auf der Hand.

Aber was im Falle von Kindern selbstverständlich ist, ist auch bei Erwerbslosen (wie bei allen Menschen) nicht grundsätzlich anders. Auch dort sieht ein nachhaltiger Umgang mit psychischen Ressourcen anders aus als ein permanentes Unter-Druck-Setzen unter Androhung von Sanktionen. Eine solche Politik darf sich über eine Kostenexplosion im Gesundheitswesen nicht wundern – womit ich wieder bei den genannten Zahlen gelandet wäre.

Aber was sind die Konsequenzen aus diesen Überlegungen? Ich denke, aus psychologischer Sicht wären bestimmte Konzepte zu einem bedingungslosen Grundeinkommen – wie es derzeit ja breit in der Diskussion ist – ein Schritt zu mehr Nachhaltigkeit im Umgang mit den psychischen Ressourcen von Erwerbslosen. Denn dies würde tatsächlich mehr Eigenverantwortung für die Betroffenen bedeuten. Es könnte ein kleiner Schritt sein auf dem Weg in eine andere Welt, die möglich ist. –

Ich danke Ihnen und euch für die Aufmerksamkeit und wünsche uns noch ein schönes Fest!